Der Sozi an der Front.

Kriegserlebnisse von Anton Jendrich*)

(2. Fortsetzung.)

VI.

Geheimnisse.

Das Büro der Nachrichtenoffiziere des A. O. K. lag in einer Gasse, deren erste zwei Häuser durch eine englische Fliegerbombe furchtbar mitgenommen waren. Ein tönernes Kalb, das über der Tür des einen Hauses anzeigte, daß hier ein Metzger gewohnt, lag an seinem Platz mit weggerissenem Kopf. Schwere Splitter hatten durch die Backsteinwand in den Laden geschlagen. Die Front der beiden Häuser war eingedrückt und jetzt mit Brettern verschalt. Das Ungetüm einer solchen englischen Fliegerbombe zierte das Kamin im Vorzimmer der Nachrichtenoffiziere. Es war ein Ausbläser, der mit der langen Aufschlagspitze und den drei Blechflügeln über einen Meter maß.

In diesem Vorzimmer amtierte der Herr Unteroffizier N. Er saß immer mit der ihm eigenen gesuchten Bescheidenheit auf seinem kleinen Sofa und durchlas tiefsinnig den nächsten besten aus dem Stoße von Briefen, die den Gefangenen oder Toten abgenommen und noch nicht wieder zurückgegeben waren und nun vor ihm aufgestapelt lagen. Er konnte den englischen, französischen, kanadischen und flamischen Frauen und Mädchen über die Schulter sehen, die ahnungslos zu den Versicherungen ihrer Liebe oder zu ihren Wünschen nach einer möglichst großen Zahl getöteter Deutschen, allerhand Kleinigkeiten mitgeteilt hatten, aus denen der geübte Sinn des früheren Spitzenhändlers Wichtiges herauslas, rot oder blau anstrich und nach vorn ins Büro gab. Um dieser blau und rot gestrichenen Stellen willen hätte ich keine halbe Stunde im Vorzimmer der Nachrichtenoffiziere in der von Fliegern bombardierten kleinen Gasse gesessen. Diese Stellen hätten mir gar nichts gesagt. Aber die Haarlocken der Kinder, die gepreßten Blumen, die Photographien, alles das sprach zu mir und erzählte mir laut von den Geheimnissen derer, die ich nicht kannte, von großen und kleinen, süßen und bitteren. Oft schien es mir, als ob Tausende blutender Herzen von Frauen und Mädchen aus Feindesländern im Zimmer des Herrn Unteroffiziers N. hingen, und er durchsuchte und durchstocherte sie mit seinen schwarzen Augen und seinem schwarzen Krauskopf und seiner ganzen geschmeidigen Höflichkeit. Und mein Herz trampfte sich oft zusammen über die Unerbittlichkeiten des Krieges. Aber die anderen machen es natürlich geradeso. Wo es sich um das Sein von Millionen handelt, da sind Frauenschmerzen so leicht wie die Haarlocken der Kinder, die junge Mütter in ihren Briefen an die sterbenden Väter im Feld schicken.

Die Nachrichtenoffiziere sind die Zeitungsleute, und die Schriftsteller des A.O.K., die geistigen Maulwürfe und Graber, die Finder und Zusammenteller, kurz die Ganglien im Gehirn des großen Generalstabs. Auch Garros, der berühmte französische Flieger, wurde hier vernommen. Ich hatte ihn von Courtray aus zwischen den deutschen Schrapnellwolken gesehen, die ihn zwangen, in einem steilen Gleitflug niederzugehen. Bei Ingelmünster hatten ihn schwäbische Reiter gefangen. Er war ein zierlicher Herr von etwa fünfundzwanzig Jahren, mit einer scharfen Habichtsnase und mehr spanischem als französischem Aussehen. Mitten in seinen selbstbewußten und kurzen Angaben nahm er auf einmal einen verbindlicheren Ton an und verriet dem Major W., daß die französische Regierung für ihn so viel Millionen zahlen würde, als Deutschland nur wünsche, wenn man ihn frei ließe.

„Combien de millions voulez-vous?" fragte er gespannt. Major W. klopfte ihm nur freundlich auf die Schulter und sagte: „Kleiner Schäker"!

Unter diesem liebenswürdigen Wörtchen brach der Größenwahn der silbernen Kugeln, der auch diesen kleinen kühnen Kapitän der Lüfte erfaßt hatte, jäh zusammen. Er soll sehr einsilbig gewesen sein auf seiner Flucht nach der deutschen Festung.

Aber hinaus aus dem Büro der N.O. des A.O.K.! Denn hier ist alles Diskretion.

Aehnlich steht es mit dem Haus der Vermessungsoffiziere, das weit draußen an einem Ende des Städtchens liegt. Eine vollständige Druckerei und eine photographische Anstalt sind dort eingerichtet. Schmunzelnd zeigte mir der junge Hauptmann, der Leiter dieser Abteilung, seine Eroberungen an wertvollen lithographischen Steinen. Lauter dicke schöne Solnhofer Schieferplatten. Dann kamen die Karten mit den Photographien. Fast auf jeder stand oben in der Ecke das Wort: Geheim! Das Wirken der zweiundvierziger Mörser ist hier verewigt auf wundervollen Blättern, die für spätere offizielle Veröffentlichungen aufbewahrt sind und alles bisher Gesehene übertreffen. Das schönste Wunder ist die Entwicklung der Fliegerphotographie und ihre sinnreiche Verwendung für strategische Zwecke. Da gibt es große Karten, auf denen kein Grabenstückchen und keine vorbereitete Artilleriestellung der feindlichen Linien fehlt. Alles von oben!

Das Schönste von allem waren aber doch die Blätter, mit denen die Leute des Hauptmanns von N. ihren Kollegen von der schweren Artillerie an die Hand gehen. Mit dieser Kartenhilfe können sie in Nacht und Nebel schießen, als ob sie das Ziel vor Augen hätten. Ein junger Leutnant fertigte gerade eine solche Zeichnung an. Das kalte Mittagessen stand unberührt neben ihm. Nachts um zwei Uhr hatte er den Auftrag bekommen und seinen Sitz noch nicht verlassen. In einer halben Stunde würde die Arbeit fertig sein, meinte der Leutnant ganz ruhig. Ich dachte, daß ein Volk mit solchen Menschen nie zugrunde gehen kann.

Zu den Männern der Geheimnisse gehört auch Professor H. von der Technischen Hochschule in Stuttgart, der jetzt den Rock des Königs beim A.O.K. trägt. Er fängt starkstromige Elektrizität ein und leitet sie durch Stacheldrahtverhaue, um die Sache für den Feind noch interessanter zu gestalten. In seinem „Zaubergarten" in .... wurden die ersten Versuche gemacht. In einem Garten, wo sich sonst der Herr mit den zu lange aufbewahrten Gewehren zwischen Rosen erging, ist jetzt ein Stacheldrahtverhau angelegt, der in eine Starkstromleitung eingeschaltet werden kann. Der Durchgang des Starkstroms bringt keinerlei Veränderung, wenigstens keine sichtbare, in den Drähten hervor. Da nimmt der Professor ein Stück Draht und wirft es so gegen den Verhau, daß das eine Ende den Boden und das andere Ende den untersten Stacheldraht berührt. Noch immer sieht man nichts. Da macht uns der Zauberer auf eine merkwürdige Erscheinung aufmerksam. In dem Gras wimmelt es plötzlich von Regenwürmern, die fluchtartig den elektrisierten Boden verlassen. Der durch die Erde nach seinem Ausgangspunkt zurückfließende Strom macht ihnen den Aufenthalt ungemütlich.

Etwas viel schöneres waren da die Hörkabinen der Funkspruchstation, die sich im gleichen Hause befand. Größere Stille konnte in keiner Kirche herrschen als hier. Die Leute, die von den Antennen des hohen Mastes für drahtlose Telegraphie dem Aether entrissen und dem Hörer zugeleitet wurde, bestanden in einem kaum vernehmbaren Ticken und Knipsen und Zirpen in verschiedenen Höhenlagen.

Noch näher als das Wunder der drahtlosen Telegraphie ging mir aber doch das Erlebnis bei dem Münchener Bierkönig und einstigem Stadtkommandanten von Courtray. Es war in dem kleinen Kasino am großen Platz der schönen Grenzstadt. Das Abendessen war vorbei, und einige Krüglein Pschorrbräu taten das ihre zur Stimmung. Da pries der Oberleutnant, der die Dräte unter sich hatte, den modernen Telephondienst, erzählte, wie man an Weihnachten die Klaviere in den Schützengräben hätte spielen hören und meinte bedauernd, daß, wenn ich Telephonanschluß hätte, ich jetzt mit meiner Frau sprechen könnte. Ich konnte dem freundlichen Oberleutnant mit der Zahl 2384 in Freiburg i. B. entgegenkommen. Das hatte er sich nun wahrscheinlich nicht gerade vorgestellt, aber er hielt Wort. Nach einer Viertelstunde läutete er an. Und gleich darauf hörte ich durch die Nacht aus dem Schwarzwald nach Flandern hin klar und hell, gerade als ob es von einem Zimmer ins andere ginge, was meine Frau von sich und den Kindern Frohes zu erzählen hatte.

Zum Schluß der Geheimnisse nur noch das harmlose vom Stacheldraht an der holländischen Grenze. Ich hatte gerade bei den Herrn in Kielaucht und Boel, die jetzt dort unten an der Schelde schon lange friedliche Zeiten haben und mich überaus gastlich empfingen, einen ungeheuren Karpfen essen helfen. Zur Verdauung wurde der Stacheldraht besehen, der jetzt Belgien von Holland trennt. Er ist mehrfach um dicke Pfähle gespannt, und alle paar Minuten sieht ein Landsturmer davor. Auf der anderen Seite aber patrouillieren die holländischen Kollegen in ihren einfachen schwarzen Uniformen mit den etwas knabenhaften Käppis.

Der Stacheldraht kennt keine Rücksicht und geht genau nach dem Grenzverlauf mitten durch Gärten und einmal sogar mitten durch ein Gehöft. Das hat in einer nicht glücklichen Bauernehe den Frieden für vier Stunden im Tag gebracht. Das Wohnhaus liegt nämlich noch diesseits, der Stall aber jenseits des Stacheldrahts. Am Morgen und Abend erscheint ein Landsturmer vor dem Haus und geleitet den Mann auf einem Umweg nach dem Grenzstacheldraht. Dort wird er von einem holländischen Soldaten in Empfang genommen, in den Kuhstall hinter dem Haus geführt, und erst wieder herüber nach Belgien gelassen, wenn die vorschriftsmäßigen zwei Stunden vorbei sind. Während dieser Zeit aber sitzt die Ehefrau friedlich klöppelnd vor dem Haus.

Bei Doel haben die Deutschen schwere Arbeit mit den Fräulein Spioninnen. In einem Grenzschuppen an der belgisch-holländischen Landstraße waltet eine griffmutige Flamin ihres Amtes als Untersuchungsbeamtin bei den vielen Damen, die mit Briefen und Adressen in ihren Spitzenjupons und Korsetts ihre unheilig und gut bezahlte Pflicht im Dienste der Triple-Entente erfüllen. Elegante Erscheinungen aus der Welt, in der man sich nicht langweilt, zwischen zwei Landstürmern mit aufgepflanzten Bajonetten, sind in jenem Landstrich etwas Alltägliches.

Ein kleiner Ausflug an der Westerschelde zeigte uns die weite schöne Flußlandschaft mit dem zarten Schattenriß der Kathedrale von Antwerpen im Süden. Am Ufer des Meerarmes, der an die Elbe erinnert, stand eine fröhliche Fischerkneipe, wo es vorzügliche Austern und einen guten Wein gab. Der Rest ist gleichfalls Geheimnis. Aber die Heimfahrt war lang, und der kühle, flandrische Wind hat alles wieder zurecht gebracht.

VII.

Land und Leute.

In meinem Quartier walteten Mademoiselle Rosalie und eine flandrische Deern namens Germaine. Das 75jährige Mademoiselle Rosalie watschelte durchs Haus mit der freundlichen Ergebenheit des Alters, das die Unabwendbarkeit alles Schicksals längst eingesehen hat. Sie lächelte, wenn sie mich sah, und ließ den Rest einer schwarzen Straußenfeder von ihrem Kapotthütchen herab zuvorkommend dazu nicken. Dieses Hütchen hatte Mademoiselle Rosalie auf vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Ich weiß nicht, ob sie es abnahm, wenn sie zu Bett ging. Von ihrer Anpassungsfähigkeit an die neue Zeit in Flandern hatte Germaine, ihre Stütze, ganz und gar nichts. Sie verfügt noch über die volle Störrigkeit der Jugend, war ehrlich und unliebenswürdig, und ihr schmaler Mund verbarg ihre heimlichen Gedanken, die über die Deutschen hinter ihrer Stirn brüteten.

Germaines Schwester hieß Elise und wohnte noch in der kleinen väterlichen Hütte hinter dem Garten. Auf diesen großen Garten gingen die Fenster meines Zimmers. Die ersten Aprikosenblüten froren darin im Kriegsostwind. Manchmal erschien Elise zwischen den blühenden Bäumen. Sie war eine robuste Maid von einer grobknochigen Verliebtheit und derart in Frühlingsstimmung getaucht, daß sie auch dem Feind mit niederländischer Gemütlichkeit Küsse ans Fenster hinaufschickte. Die setzte sie mit den Lippen auf die innere fleischige Handfläche wie kleine Vögel und blies mit dann zu. Mir lief es vor solcher verliebter Tollpatschigkeit kalt den Rücken hinab.

Die belgischen Frauen und Mädchen stehen für uns Deutsche überhaupt an der Grenze des Schicklichen und des Gefallens, das erlaubt ist. Rasse haben sie zwar mehr als die Männer, aber zu schwere Rasse. Die Männer dagegen sind, in Flandern wenigstens, einfach ein unerträgliches Geschlecht. Wenn man in ein Geschäft kommt, dann wird man immer von der Frau bedient und sieht gewöhnlich eine dunkle Existenz sich im Haus herumdrücken. Das ist der Ehemann. Was von ihnen nicht durchgebrannt ist, das lungert und liegt jetzt auf dem Straßenpflaster in der Sonne herum, raucht eine Pfeife oder spielt wie kleine Knaben mit Tonkügelchen. Drei, vier junge Männer, die mit aufgestemmten Knien auf dem Pflaster sitzen und mit dem Rücken gegen eine Hauswand lehnen, das ist die ...liche Staffage im Straßenbild einer kleinen flamischen Stadt.

Mir schien es häufig, daß man ... da und dort in bezug auf die Stimmung der Bevölkerung täuschte, weil man die groben Zutraulichkeiten für Deutschfreundlichkeit hielt. Wenn auf meinen Fahrten in Flandern und Südbrabant erwachsene Mädchen vor unserem Auto stramm standen und militärisch grüßten, so habe ich darin nichts gesehen als den Mangel jener Schamhaftigkeit, die auch eine Bauerndirne nicht gut verm...en kann. Manchmal mag es auch einfach Hohn gewesen sein. Und wenn die kleinen Buben deutsche Soldatenlieder sangen, vor Offizieren sich in einer Reihe aufstellten, die Holzpantoffeln zusammenschlugen und die Hand an die Mütze legten, so war das halb Frechheit, halb Kinderei. Und wenn die Inhaberin des Spitzenladens in der Cortrijkstraat ihr dreijähriges Bübchen darauf dressiert hat, den salut militaire zu machen, wenn Deutsche in ihren Laden kamen, so war das nichts als die Berechnung einer sehr guten Geschäftsfrau.

Von der Deutschfreundlichkeit, die Professoren der Etymologie aus der stammverwandten flamischen Sprache herausdestillieren wollen, habe ich auf meiner Frontreise auch nicht das Geringste bemerkt. Wenn ein Mann wie der Bürgermeister von Roulers mit dem Kommandanten der Stadt, dem Major Prasse, gut auskommt, so liegt das an dessen diplomatischer Befähigung und an dem Geschick des Majors, mit den Menschen umzugehen. Aber von solchen Ausnahmen aus allgemeine Schlüsse auf das, wenn auch nicht deutschfreundliche, so doch höfliche Verhalten der Bevölkerung zu ziehen, das wäre gleichfalls sehr verfehlt. Das habe ich einmal drastisch erlebt. Es war in den Tagen nach den ersten Vorstößen bei Ypern in der letzten Aprilwoche. Ich fuhr an die Front und mußte auf dem Weg Roulers passieren. Die ersten Verwundeten kamen uns entgegen. Der große Platz von Roulers, ganz unwahrscheinlich groß für so ein kleines Nest, stand voller Eingeborener. In den drei Tagen, die ich vor einer Woche hier gewohnt hatte, hatte ich während der täglichen Konzerte einer Militärkapelle keine Katze über den weiten leeren Platz gehen sehen. Die Stadt schien immer wie ausgestorben. Jetzt aber standen sie alle vor ihren Häusern, Männer, Weiber und Kinder, und pufften sich vergnügt mit den Fäusten und lachten und kicherten, während der Zug der deutschen Verwundeten über den Platz dem Bahnhof zuwankte. Auf einen Stock gestützt, oft auf einen Krankenpfleger, manchmal auf zweien gelehnt, schleppten sich unsere Krieger mühselig dahin. Die meisten bissen die Zähne zusammen. Nur wenige stöhnten. Aber die Gesichter der Leute von Roulers strahlten!

Auf einmal aber ging es wie ein Schatten über die Gesichter. Was war geschehen? Der Zug der Verwundeten war verschwunden, und die Flamen warteten ungeduldig auf neue Opfer. Da glimmten plötzlich böse Gedanken auf in den Gesichtern, die bis dahin so kannibalisch vergnügt grinsten. Man hörte Hufgetrappel, und aus der Straße, aus der die Verwundeten sich über den Platz ergossen hatten, ritten Ulanen mit wehenden Fähnlein an den Lanzen; hinter ihnen schritten die ersten Kolonnen unverwundeter weißer und farbiger Engländer, weißer und schwarzer Franzosen. Kurz eine Truppe, die ein Hagenbeck des Krieges nicht besser hätte zusammenstellen können. Die himmellangen Kanadier trugen noch ihre funkelnagelneuen wie Sportskostüme geschnittenen Uniformen, die kleinen Franzosen waren bedeckt mit dem ehrenvollen Schmutz des Schützengrabens, die Indier und die Neger aber trabten daher in dem ganzen malerischen Dreck ihrer halb exotischen, halb europäischen Kleidung.

Das sah nach keiner Niederlage für die Deutschen aus, und die Flamen verschwanden in ihre Häuser wie Ratten in ihre Löcher. Major P., der Kommandant von Roulers, wußte, wie er die Leute zu behandeln hatte.

Es ist sicher nichts so schwer, als eine Erklärung des Volkscharakters bei einer so gewürfelten Nation wie die Belgier es sind. Aber ein Wort trifft auf das Volk in seiner Gesamtheit zu, ob es sich um Flamen oder Wallonen, um Reiche oder Arme handelt. Das belgische Volk ist gewöhnlich. Die prahlerische Ungeheuerlichkeit des Brüsseler Justizpalastes, des Stolzes aller Belgier, hat etwas unendlich Gewöhnliches an sich. Die Bildung der Gebildeten, die darin besteht, zu tun, als ob sie kein Flamisch verstünden, ist gewöhnlich. Die Art des Königs, allerhand soziale Gesetze durch die Kammern annehmen zu lassen, deren Veröffentlichung und Ausführung ihm übertragen wurden, und von diesem Recht keinen Gebrauch zu machen, das ist gewöhnlich. Damit das Ungewöhnliche getan werde, dazu mußten die Barbaren ins Land kommen.

Ein Land, dessen Arbeiterschaft sich in einem Zustand höherer Entwicklung befunden hätte, hätte auch bei dem beschränkten Wahlrecht eine klerikale Regierung, wie sie in Belgien am Ruder war, nicht ertragen. Es geht nicht an, nur die Regierenden verantwortlich zu machen. Das Volk hat immer die Regierung, die es verdient. Die Belgier haben lange einen König ertragen, dessen Leben ein einziger Hohn auf Menschenwürde und Vornehmheit war. Die Brüsseler haben sich gegen Leopold II. nicht anders gewehrt als mit schlechten Witzen. So ganz unsympathisch war ihnen seine Art nicht. Im belgischen Volk hat man auch wohl von der Abhängigkeit von England, in die Leopold II. sein Land hineintrieb, Kenntnis gehabt. Zu dem kleinen Finger des Königs Leopold kam die ganze Hand seines Nachfolgers und Neffen Albert. Gänzlich ohne die diplomatischen und kaufmännischen Talente des Onkels ging dieser den Engländern mit einer Einfalt ins Garn, die man rührend nennen müßte, wenn sie nicht verbrecherisch gewesen wäre. Zwei Tage vor Kriegsausbruch erschien von dem belgischen Parlamentsmitglied de Brouckere in der „Neuen Zeit" ein Aufsatz mit den Sätzen: „Die Regierung hatte 1912 versprochen, die Nation vor der Last des Militarismus zu schützen... Aber schon wenige Tage nach den Wahlen gab man den dringenden Vorstellungen Frankreichs, Englands und zweifellos auch Rußlands nach... Man hat die Annexion des Kongostaates beschlossen, und man glaubte, die Kolonie zu beherrschen, heute merkt man, daß die Kolonie uns beherrscht. Wir sind in den Kreis der Weltmächte eingetreten, und die Großen werden uns nicht wieder loslassen. Wir müssen nach ihrer Pfeife tanzen, tanzen bis zum Tode, wie der Bauer aus dem Märchen, den der Teufel zum Ball führt."

Ist das nicht der dumpfe Ton, der prophetisch, aber ohnmächtig aus der zersprungenen Glocke von Gent spricht?

Ob Belgien seine Neutralität nach dem Kriege in der für uns lebensgefährlichen Form beibehalten wird, ob es nur militärisch unschädlich zu machen ist, oder ob es, wenn wir siegreich bleiben, eine deutsche Provinz werden soll, darüber möchte ich mich jetzt nicht äußern. Die Hauptsache ist, daß das belgische Problem so gelöst wird, daß die Weltgeschichte einst nicht über uns lacht und wir selber nicht über uns weinen.

VIII.

Hinter der Schlacht.

Am Morgen des 22. April war die erste Gasschlacht bei Ypern geschlagen worden. Ich fuhr mit dem Obergeneralarzt und seinem Oberstabsarzt an die Front. Vor der Kirche von Poelkapelle, einem zerschossenen Dorf mit einem Kirchturm, der wie ein hohler Zahn in die Luft ragte, stand ein Trupp gefangener Kanadier. Sie hatten sich ihre Kriegsfahrt gegen Deutschland gewiß anders vorgestellt. Ueber den meisten der hohen Gestalten lag eine unsoldatische Verdrießlichkeit. Sie schienen ihrer Uniform nach eher von einer Bergtour als von einem Schützengraben zu kommen. So viel Körperstärke und so wenig kriegerischer Geist paßte schlecht zueinander. Ihre Regimenter sind denn auch bald vom Feind nach den ersten Schlägen aus den vordersten Reihen zurückgezogen worden.

Einige der Kanadier lagen zusammen mit Negern auf dem Pflaster vor dem Feldlazarett und — übergaben sich zum zweiten Male. Es waren die ersten Opfer, die der milden Wucht unserer neuesten Waffe erlegen waren und die sich vom Gas noch nicht erholt hatten. Man konnte es unseren kleinen Feldgrauen, die mit frischen Gesichtern und aufgepflanzten Seitengewehren neben den Gefangenen standen, nicht verübeln, daß sie sich das Lachen nicht verwehren konnten. Ich lachte selbst mit. Die Psychologie des Feldes ist eine andere als die des Studierzimmers, denn es ist Tragikomik großen Stils, wenn man mit aufgepflanzten Bajonetten und Messern zwischen den Zähnen gegen den Feind anrennt und erliegt einem Hustenanfall. Wenn es aber einem der in unsere Gaswolken Geratenen gar zu schlecht ging, dann trugen ihn die Männer vom Roten Kreuz sanft wie ein Kind in das Feldlazarett hinein, wo er unter Sauerstoffbehandlung sehr rasch wieder zum Atmen der reinen Himmelsluft kam.

Die jammernden und stöhnenden Freunde und Feinde, denen im Feldlazarett von Poelkapelle die amerikanischen und deutschen Granatsplitter aus dem Körper gezogen wurden, ließen mir nach dem Lachen vor dem ungefährlichen Martyrium hustender Wüstensöhne und speiender Kanadier andere Regungen durch die Seele ziehen. Aber selbst hier hätte Weichheit den Anfang eines Nervenzusammenbruchs bedeutet. Man geht vor bei, und das Dankgefühl an die Aerzte und Schwestern und Krankenträger, die hier ohne Rast und Ruh Tage und Nächte lang helfen und heilen, überwiegt eine falsche Wehmut, die auch den Duldern selbst nur eine Last zu ihren Leiden wäre. Dank, Dank, und immer wieder heißer Dank an unsere Krieger für das Unerhörte, was sie einer Welt von Feinden aus vier Erdteilen gegenüber leisten, das ist die Woge, die alle Gefühlsduselei für Unwürdige hinwegschwemmt. Alle Wehleidigkeit und alle gefühlvolle Entrüstung über die Unerbittlichkeit des Krieges ist in unseren Tagen etwas Selbstmörderisches. Weltfremder Studierstubenneutralität erscheint eine sentimentale Verbeugung vor einem übelriechenden Neger oder einem den englischen Werbern Lord Kitcheners in die Hände gefallenen Kanadier menschlicher, als der Dank an unsere Helden. Und diese Art macht sich nicht nur im neutralen Ausland, sondern oft auch bei uns zu Hause breit.

Gleich hinter den Häusertrümmern von Poelkapelle tat sich die Welt der Schützengräben auf. Noch ein paar Schritte ging es über die Erde hin, durch ganze Berge von Stacheldraht, spanischen Reitern, Balken, Maschinenwerk und Vorräte von Baumaterial für den unterirdischen Krieg. Zwischen aufgestapelten Tonnenstegen und leeren Munitionswagen öffnete sich ein schmaler Weg in der glitschigen Erde, der bald zwischen zwei abgelaufenen und mit Weidengeflecht vor dem Einbruch geschützten Lehmwänden hinabführte.

Es ist keine nachträgliche Erfindung, sondern eine wahre Begebenheit, daß mir im ersten Augenblick, wo ich in dem deutschen Schützengraben stand, das Wort von der segensreichen Himmelstochter der Natur einfiel. Ausgemacht im Schützengraben. Aber es ist kein Wunder. Vorne tobt die Schlacht, vielleicht vier Kilometer entfernt von uns. Ein Rasen hub an in den Lüften von jagenden Granaten und brüllenden Geschossen; und hier sah alles aus, aufgeräumt wie in einer Alphütte, die ordentliche Gäste verlassen haben. Die in der Brustwehr überall eingebauten und gut gezimmerten Unterstände, Munitionskammern und Vorratsräume mit verschließbaren Türen waren geleert. Und die Handgranaten, Leuchtkugeln, Leuchtpistolen und anderes Kriegshandwerkszeug lagen schön geordnet in sauberen Haufen. Der Obergeneralarzt öffnete eine Tür. Da schliefen zwei Feldgraue das schönste Loch in den Tag hinein. Ein Anruf weckte sie. Vor dem Mann mit den breiten roten Streifen wurden die Beiden sehr kleinlaut. Sie hatten den Auftrag gehabt, alles Zurückgebliebene aufzuräumen und hatten, als die Arbeit beendet war, ein Schläfchen gewagt. Jetzt aber kam Leben in sie.

Auf manchem der Lehmstollen, die als seitlicher Granatschutz von der Brustwehr nach hinten zu stehen gelassen wurden, zeigten in winzigen Gärtchen von Handtuchgröße Maßliebchen ihre kleinen, roten Sonnen. Gaszylinder sah man nirgends mehr, die waren alle schon nach vorne gebracht. Da hieß mich der Oberstabsarzt auf einem der Tritte stehen, die vor den Schießscharten aufgestellt sind. Ein in der Lehmwand eingelassener Stahlschild, obenher mit Sandsäcken überdeckt, hatte einen kaum drei Finger breiten Schlitz, das Auge des Schützengrabens. Gerade als ich hinausschauen wollte, brachte der Wind einen Schwaden des widerlich süßen Geruchs herein, den man im Feld kennt, der mich aber jetzt einen Augenblick zurückweichen machte.

Wieder sah ich hinaus. Ein breites Band Land mit schüchternen Grasflecken dazwischen, aber sonst glatt getreten wie eine Tenne zog sich hinüber bis zu den aufgeworfenen Erdwällen des feindlichen Schützengrabens. Das war ein Steinwurf bis dorthin. Es waren zweiundsechzig Schritte. Ich hab sie später gezählt. Dieses satanisch schmale Band des Todes allein leistete sechs Monate lang den beiden Feinden Gewähr für ihr flackerndes Leben. Und auf dieses Band hat Mars einen Totentanz gemalt, wie ihn kein Holbein schauriger auszudenken vermöchte.

Ich war mit dem Oberstabsarzt aus dem Graben über die Sturmleiter auf die Brustwehr gestiegen und sah vor mir den Tanzplatz des Grauens. Links und rechts in unendliche Weiten gehend, da drüben aber begrenzt durch die nahen Schießscharten zwischen den französischen Sandsäcken. In ihren gebleichten Uniformen lagen die Turkos in den verrenktesten Stellungen, als ob sie in einem Taumel und Wirbel gefallen wären. Aber unsere Toten, die Feldgrauen, lagen alle friedlich und gestreckt auf dem Gesicht, mit dem Kopf gegen den Feind und das Gewehr im Arm, im Sturm tödlich getroffen, schlicht und groß. Doch waren das alle keine Leichen mehr, nur noch Schatten von Leichen. Beim gestrigen Sturm war kein Mann von den Unseren gefallen. Die Gaswolke hatte sie geschützt. Alle diese Monate alten Mumien waren Saat aus mißlungenen Stürmen der Winterschlacht in Flandern. Genau in ihren Stellungen, in denen sie gefallen, die Schwarzen wie in wilden Kämpfen, die Feldgrauen im kriegsgerechten Kämpfen —, waren sie langsam vermodert und hatten sich zur Erde zurückgefunden, auf der ihre Ueberreste nur noch lagen wie Schemen von einstigen Menschenleichen. Und die Lebenden, die zurückgeblieben waren, hatten durch die Schießscharten monatelang die Kameraden langsam so vergehen sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die holländische Grenzwache gegen Belgien.

Die Leichen gefallener Franzosen in den Drahtverhauen.

Gefangene Belgier und Engländer in einer belgischen Stadt.

*) Aus dem spaßhaften Buche des sozialdemokratischen Schriftstellers Anton Jendrich „Bei dem Sozi an der Front". — Verlagsanstalt Franck, Stuttgart.

Passierscheine für Reisende.

Aus Berlin, 1. Dezember wird gemeldet: Reisende Privatpersonen werden darauf aufmerksam gemacht, daß bei Reisen nach den besetzten feindlichen Gebieten im Westen und Osten neben dem polizeilich abgestempelten Personalausweis oder Paß ein Passagierschein erforderlich ist, der auf schriftliches Ersuchen durch das stellvertretende Generalkommando, in dessen Bereich der Gesuchsteller wohnt, in Berlin durch das Oberkommando in den Marken ausgefertigt wird.

* * *

Kriegsschäden in Galizien.

Durch die Kriegsereignisse werden in Galizien und in der Bukowina zahlreiche Schäden verursacht. Die galizische Statthalterei und die Bukowinaer Landesregierung wurden beauftragt, in allen Gebieten dieser Kronländer, die vom Feinde frei sind, erforderliche Erhebungen einzuleiten, die vorläufig nur eine möglichst vollständige Uebersicht der im Lande angerichteten Schäden und der daraus sich ergebenden Wirtschaftslage zu liefern haben.

* * *

Interessante Vorstellung.

Das „Berl. Tageblatt" schreibt: In der Wohltätigkeitsaufführung des „Zigeunerbarons", die unter Mitwirkung des Philharmonischen Orchesters am 10. Dezember im Theater des Westens stattfindet, hat Dr. Leopold Schmidt die musikalische Leitung und Direktor Hartmann von Deutschen Opernhaus die Regie übernommen. Wir teilten bereits mit, daß Hermann Jadlowker den Barinkay und Girardi-Wien den Szupan singt. Die anderen Hauptrollen sind mit Mary Hagen (Saffi), Marianne Alfermann (Arsena), Ottilie Metzger-Lattermann-Hamburg (Czipra), vom Scheidt-Köln [illegible] Hermann Boettcher (Ot-